

Ich bin die Auferstehung und das Leben...

Autor(en): **Görres, Elisabeth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **11 (1907)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574736>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ganismus dem toten Theatermachwerk entgegenleuchten ..."

Nun schaute auch der Künstler der Erzählerin nicht mehr ins Gesicht, sondern er staunte vor sich hin, als stehe das Gemälde schon vollendet vor seiner Seele. Das verletzete die feinfühlende Dame nicht, im Gegenteil, es schmeichelte ihr. Doch machte die Scirocoluft, die ihr den Geist angeregt und die Zunge gelöst hatte, eine weitere ruhige Auseinandersetzung, ein beschauliches

Hingeben an den ergriffenen Stoff wiederum unmöglich. „Latte d'asina (Eiselmilch)!" rief sie plötzlich und schüttete den Rest des zerfloffenen Sorbetto auf den Kiesboden. Einen vorübereilenden Cameriere herbeiwinkend befahl sie: „Granito! Oder besser noch Spumante mit Eis! Und etwas Knusperiges dazu! In die Stadt kehren wir doch nicht zurück, bis die Kandelaber brennen!"

(Fortsetzung folgt).

Ich bin die Auferstehung und das Leben ...

Skizze von Elisabeth Görres, Davos.

Nachdruck verboten.

Wollen Sie ihm nicht ein Kreuzifix in die Hand geben, Frau Matthias? Ich will Ihnen eins überlassen, wenn Sie keins besitzen!"

„Danke, Herr Pfarrer,“ antwortete die alte Lehrerrfrau in dem faltigen schwarzen Staatsrock mit rauher Stimme, „ich hab' schon noch eins da, von meinem seligen Mann; dem hab' ich's in die Hand getan, als er im Sarge lag. Und auch der Tochter, als sie im Sarge lag. Aber der Sohn soll's nicht haben. Ich will nichts mehr von Gott in meinem Zimmer sehen. Ich hab' ihn nach oben in die große Truhe gesteckt, wo die alten Sachen liegen, die man nicht mehr braucht, Herr Pfarrer!"

„Frau Matthias,“ fing der Geistliche an zu eifern, „verfündigen Sie sich nicht mit solchen Reden! Und ich glaube Ihnen auch nicht, daß Sie im Ernst reden. Aus Ihnen spricht nur der Schmerz! Wenn Sie ruhiger sind ...“

„Wird das Kreuzifix noch oben in der Truhe liegen, Herr Pfarrer! Und solange ich lebe, wird es da liegen bleiben. Und die Bibel dabei,“ fiel die alte Frau ihm ins Wort, während ihre braunen Arbeitshände sich ineinanderschlangen und an den langen schwarzen Bändern ihrer Seidenhaube zerrten. „Lassen Sie nur gut sein, Herr Pfarrer; Sie reden, wie Sie denken und wie es Ihre Pflicht ist! Sie werden mir auch genug sagen können; aber es wird mich nicht mehr überzeugen. Es ist zuviel Jammer in der Welt, wohin man sieht. Und Sie sagen mir: Gott ist gut, gerecht, und wir sollen ihm danken für seine große Güte! Ach ... Güte! Warum läßt mich Gott so allein in meinem Alter? Warum läßt er mir erst Mann und Tochter und den Sohn wegsterben? Beide Kinder ... und so jung ... kaum, daß ich sie großgezogen hatte! Ist das gut? Ist das gerecht? Wir haben ihm niemals etwas getan ... nein ... und sind immer rechtschaffen gewesen und haben uns unser Lebtag an ihn gehalten! Sie sagen uns: Man soll ihn anrufen in aller Not, er wird erhören! Aber er hört nicht, er hört es nicht ... und läßt einen allein im Glend! Prüfungen ... Ja, ja ... er prüft uns alle schon hart genug! Er soll doch der Vater sein ... Aber, quält man denn seine Kinder? Man möchte sich doch in Stücke reißen für sie, und das Herz blutet einem, wenn sie leiden müssen! Und der da oben ...“

Sie brach ab und starrte finster auf den Toten, über dessen starres junges Gesicht die matten Schatten des Kerzenlichtes gingen.

Der Geistliche griff nach der Türklinke. „Sie sprechen im Schmerz, Frau Matthias; Gott wird Ihnen das nicht anrechnen! Aber denken Sie daran: es wird noch einmal eine Stunde kommen, wo Sie vor Ihrem Richter stehen werden und Rechenschaft geben müssen für diese Worte ... Denken Sie daran ...“

„Und ich werde Rechenschaft von ihm fordern für all das da ...“

Sie wies mit dem Kopf nach dem Sarge und wandte dem Manne den Rücken.

Der Pfarrer ging fort, und die alte Mutter setzte sich nieder, um die Totenwache zu halten bei ihrem Sohne. Es war am Abend, und auf die Dämmerung folgte eine helle Mondnacht.

Durch die geöffneten Fenster kam der Mondenglanz herein, und seine weißen Flammen vermischten sich mit dem matten gelben Lichte der Kerzen und glitten über den Schläfer in seinem engen schwarzen Hause aus Tannenholz und über die müde bittere alte Frau, die in einem großen Steinhaufe wohnte und ganz allein war in diesem großen Haus, einsamer, verlassener als der Jüngling in seiner Bretterhütte.

Draußen ging der Mai durch die Welt und schmückte sie. In weiße Schleier eingesponnen standen die Obstbäume in weichen verschwimmenden Umrissen gegen den stahlblauen Nachthimmel. Bis fernhin zum Horizonte dehnten sich mondenhelle Wiesen, und blütenüberschüttete Bäume neigten sich über die kleinen Kanäle, die wie flimmernde Silberbänder sich ausbreiteten und durcheinanderschlängten.

Warm und lebendig war diese Frühlingsnacht. Die seltsame große Lenzeskraft ging auf und nieder und durchstutete die Natur mit dem Strome des Lebens. Feierlich und heilig war diese Frühlingsnacht, voll von Glanz und Duft und heimlichem Gesang.

Durch die offenen Fenster des Sterbezimmers wehte Fliederduft herein, und ein trunkenes Falter taumelte in das Kerzenlicht. Die Flamme zischte auf, und zerfetzt und verbrannt sank der sterbende Schmetterling auf das weiße Spigentissen des Toten.

Die alte Frau erhob sich schwerfällig aus ihrem geflochtenen Korbstuhl und nahm ihn fort. Die Kerzen, von einem leisen Luftzug getroffen, flackerten ein wenig hin und her, und in dem Spiel der Schatten schien es der Alten, als lächelte der Tote sie an.

Er lächelte sehr kindlich. So, wie er als kleiner Knabe gelächelt hatte, als er in seinem blauen Kittelchen und dem braunen Leberschürzchen die „Mutter“ rief, um ihr eine Libelle oder einen Käfer zu zeigen.

Sie strich leise über sein Gesicht und setzte sich wieder sinnend in ihren altersbraunen Korbstuhl.

Vergangene, versunkene Bilder kamen ihr, blaß, ungeordnet, rasch einander ablösend. Einmal waren es die Kinder, die klein, helläugig und lärmend in dem großen Hause herumkiefen. Sie hörte wieder die fröhlichen Stimmen, sie sah die frischen Kindergesichter zwischen altem Hausrat auftauchen. Sie sah wieder die häßliche Wachs puppe mit den großen stieren Augen im Arme des kleinen Mädchens und den braunen Bär und das weiße Lämmchen, von denen sich der Junge auch im Schlafe nicht hatte trennen wollen. Sie sah sie halberwachsen in Hof und Garten herumtollen, blühend, lebensfrisch.

Dann war es wieder der Mann. Er stand im Schulzimmer und spielte die Geige, und sie und die Kinder standen um ihn herum und sangen: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte ...“ zum Dank an Gott für die reiche Ernte, die er ihnen auf ihrem kleinen Landbesitz hatte geheißen lassen.

Sie sah sich wieder mit dem Manne zur Kirche gehen, nicht mehr jung und jugendfrisch, aber stattlich und voll Lust am Leben und Schaffen. Der bunte ländliche Hochzeitsszug kam an ihr vorbei; der Lärm der Musikanten, das Rufen und Zu-

beln der Gaste, ihr Gelächter, ihr Gesang klang wieder in ihrem Ohr. Sie durchlebte wieder die ersten Jahre ihrer Ehe in kurzen Bildern und durchlitt wieder ihren ersten Schmerz, als sie nach wenigen Tagen ein lange erbetenes Kind wieder hergeben mußte.

Dann waren es wieder die Kinder in feierlichen schwarzen Kleidern, mit Kreuzifix und Blumen in den Händen, am Altare knieend und das Mahl des Herrn empfangend.

Und wieder der Mann, an einem sonnigen Sommertag, kurz, bevor er den ersten Blutsturz bekommen hatte. Er stand im Hof am Brunnentrog und tränkte die Pferde, die ihn der Nachbar geliehen hatte für seine Heuernte. Sie sah wieder die Sonne hell auf seinem blassen Gesicht und auf den blanken braunen Leibern der Pferde liegen. Sie meinte wieder, den Duft von Heu zu spüren, der zu ihr hinwehte, die unter dem lindenerüberschatteten Hauseingang saß und mit einem blonden, munteren Mädchen spielte, das Nähzeug müßig im Schoß. Der Mann lächelte zu ihr hinüber und rief ihr lachend zu: „Die Ernte wird gut, Lene; dieses Jahr werden wir etwas auf die Sparkasse tragen für die Kinder!“

Und dann sah sie ihn langsam sterben, mit immer bleicherem Antlitz auf einem langen Lager langsam sterben. Sie legte ihn in den Sarg und betrachtete mit stumpfer Treue seine erstarrten Züge, die hager und verwüstet waren von der zehrenden Krankheit. Der kleine Bursche im blauen Kittelchen hatte dabei gestanden und scheu nach dem Toten geblickt und die Frau bekommen gefragt: „Mutter, warum schläft Vater nicht in seinem Bett?“

Als dann später seine sechzehnjährige Schwester im Sarge lag, war er schon ein großer Bursche, der lange wußte, daß die Menschen sterben müssen, fortgehen, sich trennen; zusammen mit der Mutter betete er für die Sterbende: „Herr, erlöse sie . . . erlöse sie von der Qual!“ und mit der Mutter und der Sterbenden litt er, als sie vier Tage lang schwer mit dem Tode rang.

„Sterben ist schrecklich, Mutter,“ hatte er zitternd gesagt, als alles zu Ende gewesen war; „ich habe Angst vor dem Tode!“

„Wenn du alt sein wirst, mein Kind, und müde, wirst du gern sterben und dich ausruhen vom Leben.“

„Aber nicht jung sterben, Mutter . . .“

Und nun war er jung gestorben. Das töckische schleichende Uebel hatte auch ihn gefaßt und gezwungen, und die alte Mutter hielt die Totenwache an seinem Sarge . . .

Die trübten Kerzen brannten langsam herunter, und die sterbenden Blumen auf dem Lager des Toten mischten ihren Duft mit dem heißen Atem, den die lebenden Frühlingsblumen in das große traurige Zimmer sandten.

Der Tote lächelte nicht mehr. Starr lag er auf seinem steifen Spigenkissen. Die irre Furcht, mit der er sich der unbarmherzigen dunkeln Gewalt ergeben hatte, stand wieder in seinem Antlitz und tat der alten Frau wehe.

Sie sann und grübelte. Das Bild der andern Toten wurde immer lebendiger, und der Schmerz um sie wurde frischer und brennender an diesem Sarge. Das ratlose, vergiftende „Warum“ ward immer heftiger in ihrem Herzen, und die Furcht vor der Einsamkeit machte es hängen.

Eine Maus raschelte hin und her, und ein Holzwurm nagte in den Dielen.

„Das werden nun die Genossen sein für mein Alter in diesem Hause!“ dachte sie bitter. „Dafür hab' ich unter tausend Schmerzen diese Kinder geboren, mich gesorgt und gemüht um sie . . . dafür . . . Wo ist da Gottes Güte? Ich begreife nichts mehr und glaube nichts mehr . . . Und die werden wohl recht haben, die da sagen: Es gibt keinen Gott, und alles ist Lüge und Einbildung, es ist eine Dummheit, irgendetwas zu glauben und zu hoffen . . . Nichts ist wahr, alles Betrug . . . Nichts soll man hoffen, nichts glauben . . .“

Sie verlachte sich innerlich, hart und kalt lachte sie in ihrem Herzen; aber in einer Ecke des Herzens spürte sie noch

etwas von dem alten Glauben, dem alten Gott. Sie hatte ihn gespürt, als sie voll Trost und Jammer das Kreuzifix und die Bibel in die alte Truhe geworfen hatte. Es war ihr so bekommen zu Mute gewesen, als ob sie im Begriff stand, ein Unrecht zu begehen, und es war ihr nicht aus dem Sinn gegangen, daß der Gekreuzigte so seltsam traurig nach ihr hinzuschauen schien, wie sie ihn zu allerlei morschem Blunder geschleudert hatte.

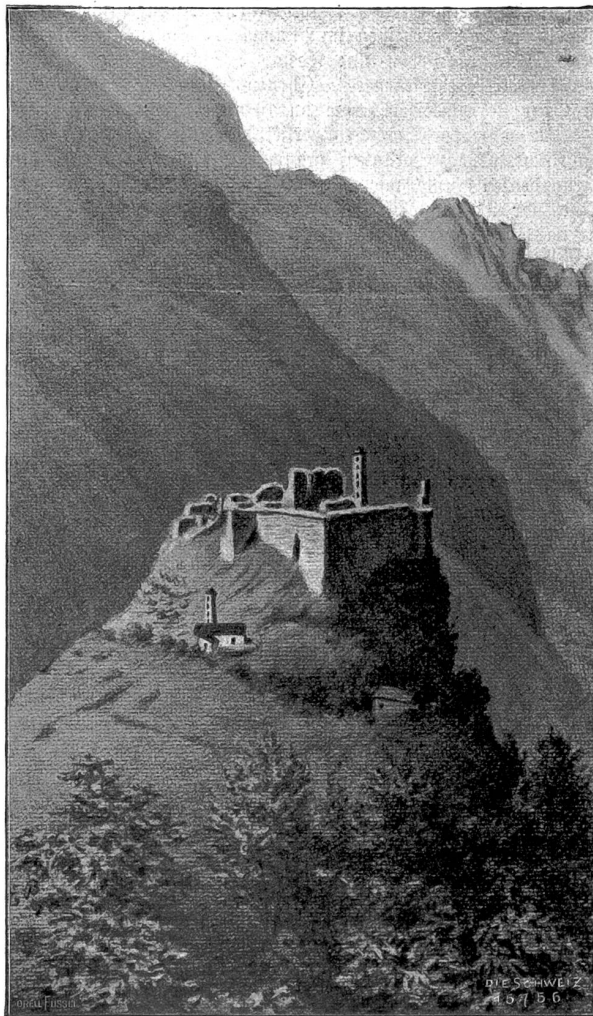
Ihr Blick ging trübe, voll Tränen, im Zimmer auf und nieder und blieb an dem Spruch haften, der mit Silberschrift auf einer Papptafel am Fußende des Sarges stand: „Ich bin die Auferstehung und das Leben!“

„Wozu das?“ dachte sie schwerfällig. „Das hätte sich der Tischler auch sparen können . . . Ich kann nun nichts mehr glauben . . . Es ärgert mich . . . Vielleicht kann man ihn losmachen . . .“

Sie versuchte ungeschickt die Tafel zu entfernen, aber zunächst ohne Erfolg. Sie riß sich die Finger blutig an den Kanten und Nägeln, bis es ihr gelang, die Tafel loszulösen. Mit Heftigkeit schleuderte sie sie zu Boden. Sie fiel mit der Schriftseite nach oben, und wie höhrend starrten die großen ungeschickten Buchstaben die Frau an: „Ich bin die Auferstehung und das Leben.“

Ein bunter Nachtfalter flog darüber hin und umkreiste sie lange. Die Alte hatte sich wieder in ihren Lehnstuhl gesetzt und horchte auf das Ticken der Uhr und das Bohren des Totenwurmes in den Dielen.

„Ich bin die Auferstehung . . .“



Burg Mifox. Nach Zeichnung von Ernst Buch, Glarus.

Ihre Augen lasen es immerfort; wohin sie auch blicken mochte, sah sie die verschörkeltste Tafel mit dem silbernen Spruche vor sich. Sie dachte nicht mehr darüber nach; aber es quälte sie. Er sollte auferstehen... Wenn sie das nur glauben könnte! Morgen, da würde man kommen, ihn holen, ihn begraben wie die andern auch, die vorangegangen waren. Der Pfarrer würde reden, immer dasselbe, unsichern, von niemand in der Welt verbürgten Trost auf ein Jenseits, ein Wiedersehen im Himmel. Sie mußte es ruhig mitanhören mit ihrem Groll im Herzen, ihrem Groll auf alles, was Glauben hieß. Aber da war nichts zumachen; das war nun einmal so und mußte sein... Der Sohn war ja getauft und eingeseget, wozu Aufsehen machen, wenn man... Das war ja auch keine öffentliche Sache, die sie mit ihrem Glauben hatte; sie rechnete schon in ihrem Herzen mit ihm ab, mochte er reden, wie es ihm gut schien und wahr. Und wenn das zu Ende war, dann nahm man ihr den Sohn fort; der Deckel fiel über sein Antlitz und verbergte es ihr ewig... Dann trug man ihn hinaus... die Glocken gingen... die Grube...

Sie weinte leise vor sich hin.

... Und dann die Grube, und es war aus! Er lag da unten, sechs Schuh tief, und sie würde ihn nie mehr sehen... wie die andern...

Und durch die Tränen hindurch starrte die grelle Silberschrift sie an: „Ich bin die Auferstehung...“... Ihn nie mehr sehen; sein junger Körper würde modern... verwiesen... nichts sein... sich auflösen in nichts... in nichts...

Der alte Glaube in ihrem Herzen rührte sich leise und fragte: „Und seine Seele... Wo bleibt seine unsterbliche Seele? Wie ist es doch verheißen im Himmel... Sollen nicht Körper und Seele auferstehen und leben... Stand nicht geschrieben von einem Wiedersehen... Christus ist auferstanden, und du wirst sie wiedersehen, die du liebtest... wiedersehen...“

Ein wütender Schmerz überfiel die Frau darum, daß sie das nicht mehr so glauben konnte wie früher, daß sie nun daran denken mußte, wie man an Märchen denkt, die man als Kind vor sehr langen Zeiten gehört und liebend geglaubt, die das Leben mit seinen rauhen Wirklichkeiten verwischt und vernichtet hatte.

Wiedersehen... Wie gut das klang, wie das tröstete! Das wäre so gut gewesen... Sie wiedersehen, alle wiedersehen!

Wenn es doch sein könnte! Wenn es nun doch sein konnte! Dann war ja alles gut! Was tat es, wenn der eine früher ging und der andere später, wenn das Leben Leiden war und der Tod hart? Man sah sich wieder und litt nicht mehr, ewig, ewig... Wenn nun ihr Unglaube, ihr bitteres Trogen und Sichstemma sie trennen würde? Wenn es doch wäre... doch... wenn... wenn... wenn...

Sie blickte in die Mondnacht hinaus, die immer heller und duftiger wurde. Und es kam ihr vor, als ob sie diese blaß-blauen verschwimmenden Fernen, diese zarten webenden Mondlichter, diese rostig- und silberweißschimmernden Blütenbäume noch nie so schön gesehen hätte als in dieser Frühlingsnacht, so seltsam schön und herzergreifend! Warum war es so schön? Für wen? Für welchen Zweck? Wer hatte es so schön gemacht, daß man meinen mußte, die Erde sei ein Paradies und es sei eine Wonne, darauf zu leben? War es nicht unheimlich, daß es so schön sein konnte, so voller Süße und Sehnsucht und Leben, während hier ein Toter lag und da draußen in der ganzen Welt überall Not und Herzweh? Sollte es den Jammer lindern? Barg sich ein Gott darin?

Wenn er nun war, allmächtig war... und die Menschen liebte...

Wenn... wenn... wenn...

„Ich bin die Auferstehung und das Leben!“ klang es wieder in ihrem Herzen.

Eine Nachtigall begann zu schlagen, schluchzend und frohlockend.

Die alte Frau senkte den Kopf, und vor ihrem Auge erstand wieder das schmerzvolle Antlitz des Gekreuzigten, den sie zu den Toten geworfen hatte und der doch noch nicht gestorben war in ihrer Seele.

Wiedersehen... Ich bin die Auferstehung und das Leben!

Die Alte faltete die Hände und betete zu einem fernen, fernen Gott, zu einer dunkeln ungewissen Macht, mit der ihre Seele noch nicht gebrochen hatte:

„Wiedersehen... Mein Gott, mein Gott... wenn du bist...“

Und plötzlich kam ihr flüchtig der Gedanke, wieviele in der Welt wohl in diesem Augenblick beten mochten: „Gott... wenn du bist...“

Die Burg Misox.

Zu umstehender Wiebergabe einer Zeichnung des Verfassers.

In der Mitte des Misoxertales, das über den Bernhardin das Hinterhaintal mit dem Tessin verbindet und oberhalb Bellinzona in dieses einmündet, stellt sich ein mächtiger Felsenriegel wie ein Miegel quer ins Tal, auf der einen Seite nur dem in der Tiefe brausenden Flusse, der Moësa, auf der andern nur der Straße einen Durchpaß gestattend. Auf diesem kühn sich emporreckenden Felsen thront stolz und stattlich die Burg Misox (Castello di Mesocco), eine der großartigsten und schönsten Burgruinen der Schweiz. Wohl schon nach der Unterwerfung der Rätier durch Drusus (15 v. Chr.), als die Römer zur Verbindung der Langenseegegend mit dem Rheintal die kunstvolle Militärstraße über den St. Bernhardin bauten, wurde dieser das ganze Tal beherrschende Punkt zum Schutz der Straße befestigt. Zur Burganlage im großen Stil aber wurde die Befestigung erst im Mittelalter ausgebaut durch die Freiherrn von Sag, die der Feste den Namen Monsax gaben und sich selbst von da an Freiherrn oder Grafen von Monsax nannten, wovon alsdann das ganze zehn Stunden lange Tal der Moësa, die Mesolcina, den Namen Masox, jetzt Misox, erhielt. Sie waren eines der ältesten und, seitdem ihnen das ganze Gebiet der Freiherrn von Belmont als Erbe zugefallen war, auch der mächtigsten Dynastengeschlechter Graubündens und saßen durch Jahrhunderte auf dieser ihrer herrlichen Burg, bis auch sie dem Wechsel der Zeit erlagen und ausstarben. Burg und Herrschaft, zu der noch große Gebiete des Vorderhaintales ge-

hörten, gingen im Jahr 1481 durch Kauf an den bekannten Mailänder Söldnerführer Johann Jakob Tribulzio über, der bei den Mailänder Kriegen (1499—1516) einen Teil der französischen Armee angeführt, in der Schlacht von Marignano durch eine List, indem er einen Fluß ins Lager der Eidgenossen ableitete, die Entscheidung zu Ungunsten der Letztern herbeigeführt hat und von dem das bekannte Wort über diese mörderische Schlacht stammt, achtzehn Schlachten, an denen er teilgenommen, seien Kinderspiele gewesen, diese dagegen ein Kampf nicht mit Menschen, sondern mit Riesen*). Im Jahre 1526 wurde indessen die den Bündnern gefährliche Feste auf Befehl der drei Bünde zerstört, und seither liegt sie in Trümmern.

Deutlich ist über dem gewaltigen Unterbau noch der einstige Palas mit seinen Nebengebäuden, die Schloßkirche mit schlankem Campanile und der nordwestliche Eckturm zu unterscheiden. Von den Dimensionen der Burg bekommt man einen Begriff, wenn man sie an der an ihrem Fuße gelegenen Kirche mißt, deren Größe die einer mittlern Dorfkirche übertrifft. Nördlich der Burg herrscht alpines Klima, an ihrem südlichen Fuße dagegen beginnen die Feigen- und Kastanienbäume.

Dr. Ernst Buß, Olarus.

*) „Bild und Unterschrift des großen Tribulzio“ haben wir mitgeteilt im achten Jahrgang der „Schweiz“ (1904) S. 120, ersteres nach einer zeitgenössischen Bronzemedaille des Münzkabinetts zu Basel, letztere in Faksimile nach dem Original in der Bibliothek des Fürsten Tribulzio in Mailand.
A. v. R.